



Illustration Nina Simon

Lara runzelt die Stirn. „Vielleicht sprechen wir es falsch aus“, sagt sie und betrachtet das Kärtchen in ihrer Hand. Auf dem Stundenplan der Drittklässlerin steht heute Alemannisch. Dazu ist Heidi Zöllner von der Muttersprach-Gesellschaft an die Grundschule in Hausen im Wiesental gekommen, einem kleinen Ort im südlichen Baden-Württemberg. Und sie hat ein Mundart-Memory mitgebracht. Statt Bildern sollen die Schüler hochdeutsche und alemannische Begriffe einander zuordnen. Doch obwohl Laras Eltern und Großeltern regelmäßig Mundart sprechen: Was „Saudätsch“ heißen soll, das weiß sie beim besten Willen nicht.

Wie Lara geht es vielen Kindern in Deutschland: Die älteren Generationen sprechen noch Dialekt, geben ihn aber nicht mehr weiter. Einige Wörter kennen die Kinder noch, benutzen sie aber nicht mehr aktiv. Der Wortschatz geht nach und nach verloren. Was bleibt, ist ein regionaler Klang bei der Aussprache schriftdeutscher Begriffe. Das ist schade, nicht nur für die Dialekte als Kulturgut, sondern auch für die Kinder selbst.

Ob Fränkisch oder Französisch, ob Pfälzisch oder Polnisch: Hirnforscher haben herausgefunden, dass ein Dialekt im Gehirn die gleichen positiven Effekte hat wie Bilingualität. Denn ein Dialekt, das ist nichts anderes als eine eigene Sprache mit eigenem Vokabular und eigener Grammatik, sagt Ralf Knöbl vom Leibniz-Institut für Deutsche Sprache: „Deshalb lassen sich die Vorteile von Bilingualität auf Dialektkompetenz übertragen.“

Wer verschiedene Sprachen und Varietäten spricht, muss auch damit umgehen können, sagt Rupert Hochholzer, Professor für Deutsch als Zweitsprache an der Universität Regensburg: „Die Spracherwerbsforschung hat herausgefunden: Mundart fördert die kognitive Flexibilität, weil die Sprechenden zwischen den Sprachen wechseln können und müssen.“ Sie setzen die verschiedenen Sprachen zueinander in Beziehung, entwickeln ein besseres Sprachbewusstsein und kennen verschiedene Möglichkeiten, sich auszudrücken. Das fördert

wiederum das Gedächtnis und das abstrakte Denken. Später hilft es ihnen, weitere Sprachen zu erlernen.

Mundart ist die alte Sprache des Volkes. Die meisten Deutschen haben weit bis ins 20. Jahrhundert Dialekt gesprochen, jedes Dorf und jeder Stadtteil eine eigene Varietät – bis in den 1960er-Jahren Fernsehen und Radio die deutsche Sprache veränderten. Hochdeutsch kam in die Wohnzimmer der Menschen, in den geschützten Raum, in dem bislang gebabbelt, geschwätzt oder geschnackelt wurde. Fortan beeinflussten Medien, wie gesprochen wird. Und so war das makellose, nordische Hochdeutsch der „Tagesschau“-Sprecher schnell sprachliches Vorbild.

„Mundart galt plötzlich als Sprache der einfachen Leute“, sagt Hochholzer. Der Dialekt als Barriere für den Bildungsaufstieg – bis heute haben die Deutschen das verinnerlicht. Im Vorschulalter sprechen noch relativ viele Kinder Dialekt. Doch je höher der Bildungsgrad, desto mehr verschwindet er, sagt Knöbl: „Das Problem ist das Prestige. Mundart ist gesellschaftlich nicht angesehen. Deshalb hat sie einen direkten Einfluss auf die Sozialchancen der Sprechenden.“

Ungebildet und primitiv, provinziell wirken Dialekt sprechende laut Studien. Und den eigenen Kindern die Chancen verbauen, das will niemand. Es ist das häufigste Argument Hochdeutsch sprechender Eltern – und kein gutes dazu, sagt Knöbl: „Ein Dialekt kann gar keinen Schaden anrichten, weil ein reiches Sprachrepertoire immer ein Vorteil ist.“

13 deutsche Dialekte hat die Weltbildungsorganisation als „vom Aussterben bedroht“ eingeschätzt, Alemannisch ist einer davon. Dabei gibt es ein starkes Nord-Süd-Gefälle. Vor allem in den Küstenregionen wird Plattdeutsch kaum noch weitergegeben. Als am vitalsten gelten die süddeutschen Dialekte. Und trotzdem: Schätzungsweise nur noch jedes fünfte Kind hierzulande spricht Mundart. Dem Prestige allein ist das nicht geschuldet.

Die Gesellschaft verändert sich und mit ihr die Sprache. Früher blieben

Es gibt immer weniger Kinder, die Dialekt sprechen. Und wenn doch, gelten sie als provinziell und ungebildet. Was kaum einer weiß: Mundart fördert die kognitiven Fähigkeiten.

Von Isabel Fisch

Dorfbewohner unter sich, in die weite Welt hinaus kam kaum einer. Die kleinräumige Isolation ließ unzählige lokale Dialekte entstehen. Sie alle teilen nun das gleiche Schicksal: Wir kommunizieren heute quer durch Deutschland und über Ländergrenzen und Kontinente hinweg. Dazu braucht es eine einheitliche Sprache. Zur Globalisierung kommt die Mobilität der Gesellschaft: Nur noch wenige Menschen bleiben an ihrem Geburtsort. In den Städten wird deshalb kaum noch Dialekt gesprochen. Das macht es so schwer, Mundart zu fördern.

Jemandem zum Schwätzen zu zwingen, das geht nicht. Trotzdem will man in Baden-Württemberg Dialekte vor dem Aussterben retten. Ministerpräsident Winfried Kretschmann, ein Schwabe mit Leib und Seele, startete 2020 die „Dialektinitiative“. Ihm liegt das Thema so am Herzen, dass er es sogar in den schwarz-grünen Koalitionsvertrag aufnahm. „Schwäbisch erleichtert manches – zum Beispiel Koalitionsverhandlungen“, sagte Kretschmann einmal. Dialekt nehme die Schärfe, so der Ministerpräsident. Er erdet, holt uns zurück auf den Boden – in der Politik, im Beruf, im Privaten.

Auch Heidi Zöllner hat sich im Ländle der Rettung ihrer Muttersprache verschrieben: Alemannisch. Seit 2015 ist sie Teil des Projektes „MundArt in der Schule“. Sie sagt: „Mundart war zuerst da. Schriftdeutsch ist die künstliche Sprache, nicht umgekehrt.“ Zöllner stellt ihren mitgebrachten Korb aufs Pult. „Morge“, begrüßt sie die dritte Klasse, und als die Kinder mit „Guten Morgen“

antworten: „Ihr schwätzt ja gar ned Alemannisch.“ Also schwätzt sie selbst los, erzählt von früher, zeigt gusseiserne Bügeleisen und alte Wärmflaschen und liest ein Märchen vor: „Der Froschkönig“, den Zöllner selbst ins Alemannische übersetzt hat. Verstehen tun sie die Kinder allemal. Ab und zu kommentieren sie auf Alemannisch, rufen angeekelt „Iiiiiih“, als der Frosch vom Teller der Prinzessin essen will, und lachen, als diese abwinkt und sagt: „Lossen schwätze.“

Einige Kilometer weiter, nahe Lörrach, leitet Iris Teulière die Kindertagesstätte „Ideenreich“. Viele Eltern, die ihren Kindern etwas Gutes tun wollen, stecken sie in bilinguale Kitas. „Ideenreich“ ist sozusagen trilingual: Deutsch, Englisch und Alemannisch. Letzteres wird natürlich noch in vielen Kitas der Region gesprochen – aber eher unbewusst, ohne Konzept.

„Wir wenden die Immersionsmethode an“, erklärt Teulière. „Die Kinder lernen, situationsangemessen mit ihren Sprachen umzugehen.“ „Immersion“ bedeutet „Sprachbad“. Es ist eine bewährte Methode, Kinder mehrsprachig aufzuziehen: Die verschiedenen Sprachen werden im Alltag gesprochen und situationsabhängig eingesetzt. Der Morgenkreis, einige Fingerspiele und regionale Lieder finden auf Alemannisch statt, gefrühstückt wird auf Englisch. Dabei spricht jeder Erzieher eine feste Sprache. Die Kinder schreiben bestimmten Personen eine bestimmte Sprache zu.

Hat es Sinn, einen Dialekt zu fördern, den die Kinder gar nicht sprechen? Je frü-

her Kinder mit Sprache in Berührung kommen, desto intuitiver gehen sie damit um, hat Teulière beobachtet: „Je älter sie werden, desto mehr denken sie nach.“ Es ist ein Unterschied, ob man einen Dialekt erwirbt oder erlernt. Erwerben erfolgt intuitiv im Kindesalter. Wer den Dialekt lernt, der tut das wie bei einer Fremdsprache. Und sobald sie nicht mehr gesprochen wird, verkümmert sie. Hochholzer von der Uni Regensburg sieht deshalb Sprachunterricht in weiterführenden Schulen skeptisch: „Dialekt ist die Sprache der Familie, der Nähe. Wenn diese Sprache zu Hause nicht gesprochen wird, ist sie hohl.“

Trotzdem gehört für Teulière Alemannisch in der Kita dazu: „Bei uns gibt es viele Alemannisch sprechende Erzieherinnen. Dass sie ihren Dialekt unterdrücken sollen, ist doch alte Schule. Hier in der Region gibt es wiederum viele zugezogene Kinder. Ihnen fällt es schwer, das Alemannisch zu verstehen, das auf den Spielplätzen gesprochen wird.“ Solchen Kindern helfe die Immersion, sich in ihrer neuen Heimat zu integrieren, sich heimischer zu fühlen. Teulière findet: Dialekt ist eine Bereicherung – auch wenn man ihn nicht spricht. Denn Sprache transportiert nicht nur Worte, sondern die ganze Kultur einer Gegend.

Den Alemannisch sprechenden Kindern gibt es wiederum Selbstvertrauen. Sie erkennen, dass sie sich nicht für ihren Dialekt schämen müssen, dass es etwas Normales ist, so zu sprechen. So könne das Image von Mundart aufpoliert werden, sagt Sprachforscher Knöbl.

Doch Dialekt ist fehlerbehaftet. Die Grammatik entspricht nicht jener der hochdeutschen Schriftsprache. „Und wir suchen in Deutschland gerne nach Fehlern“, sagt Hochholzer. Ziel der Schule sei es zwar, Schriftdeutsch zu vermitteln. Aber Mundart im Unterricht zu sanktionieren sei nicht der richtige Weg, sagt Knöbl: „Die Doppelkompetenz ist wichtig. Die Kinder sollen sprechen, wie sie wollen – solange das Schriftdeutsch sitzt!“ Und das lernen sie durch den Medienkonsum früh genug ganz auto-

matisch. Hochholzer ärgert, dass „manche Lehrer den Kindern das Gefühl geben, ihre Sprache sei überflüssig oder falsch“. Das sei fatal. „Die Sprache ist ihre Heimat, sie sind damit aufgewachsen. Diversität und Toleranz muss auch für Dialekte gelten.“

Hanna Seemann, Leiterin der Grundschule in Hausen im Wiesental, versucht, Alemannisch in den schulischen Alltag zu integrieren – obwohl sie selbst Probleme hat, das Mundart-Memory zu lösen. „Die Sprache ist ein Kulturgut, ein Stück Heimat, das wir zu pflegen versuchen“, sagt sie. In Erzählkreisen habe sie beobachtet, dass Kinder offener sprechen, wenn sie nicht gebremst werden.

Denn Dialekt lässt emotionalere Kommunikation zu: Er bringt Gefühle nuancierter zum Ausdruck als Schriftdeutsch. Ein Fluch, ein Witz in Mundart transportiert mehr Gefühle, als in Schriftdeutsch je möglich wäre. Bei der Erziehung könne man das bewusst einsetzen, sagt Knöbl: „Ein Sprachwechsel verleiht eine Bedeutung abseits der inhaltlichen Aussage.“ Studien zeigen: Lehrer, die ein Donnerwetter auch mal im Dialekt loslassen, wurden von Schülern als authentischer bewertet. „Wenn jemand gerne Dialekt spricht, dann sollte er das auch tun, egal, ob zu Hause, im Job oder in der Schule“, rät Hochholzer. „Vor allem bei Emotionalität, bei Wut oder Freude ist das wunderbar!“

Vorbildnation für den selbstbewussten Umgang mit Dialekten ist die Schweiz: Hier ist Dialekt angesehen. Er wird durch alle Bildungsschichten hindurch gesprochen. Eltern zeigen sogar Widerstand, wenn ihre Kinder vor der Einschulung die Hochsprache lernen sollen. Dabei hat in Deutschland die sprachliche Vielfalt eine ähnlich lange Tradition wie in der Schweiz. „Wir sollten vor der Einschulung die Hochsprache lernen“, sagt Hochholzer – samt aller Vorteile für die Kommunikation und die Entwicklung des Gehirns. Nachteile haben Mundart sprechende Kinder nur, wenn sie auf Vorurteile stoßen. Und „Saudätsch“ – oder auch „Säudätsch“ – ist übrigens der Löwenzahn.